

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Botenlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Botenlohn 85 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postgeltingliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwere Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die jähliche Nummer-fach 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Frankreich im Jahre 1901.

* Leipzig, 4. Januar.

Aus Paris wird uns geschrieben:

Zum drittenmal geht das französische Parlament unter demselben Ministerium in die Neujahrsferien — eine in der dritten Republik noch nie dagewesene Erscheinung. Waldeck-Rousseau scheint das ministerielle Lebenselixir entdeckt zu haben in einem Lande, wo die berufsmäßigen Politiker des Nebls letzte Wurzel in den häufigen Ministerkrisen zu erblicken pflegten. Aber ach! die glückliche Entdeckung hat nur den Entdecker und seine Getreuen beglückt. Das alte parlamentarische Nebel der Unfruchtbarkeit tritt gerade unter der Regierung, die den Rekord der Lebensdauer geschlagen hat, desto greller zu Tage. Ja, je länger die Regierung der weiland „republikanischen Verteidigung“ und der weiland „republikanischen Aktion“ fortdauert, desto un- verhältlicher wird sie zur Regierung des allergewöhnlichsten und zweifel allergemeinsten bürgerlichen Fortwurstleins.

Die reformerische Jahresbilanz für 1901 schließt mit einem wahren Bankrotdefizit. Außer dem Palliativ- gesetz gegen die Münchsborden (dem Vereinsgesetz), welches obendrein bedenkliche Bestimmungen enthält, die eventuell einer reaktionären Regierung gegen die sozialistischen Organisationen wegen ihrer Angliederung an das Internationale sozialistische Bureau ausgeschaltet werden können, außer jener „herzlichen“ Hauptleistung des Kabinetts ist nichts Nennenswerthes an die Ordnungs- stände gekommen. Die zweite Hauptreform des Ministeriums, die Altersversicherung, ist mitten in der Diskussion von der Tagesordnung der Deputiertenkammer abgesetzt worden, nachdem die von der Kammer gegen den Wunsch der Regierung angeordnete Umfrage bei den Unternehmern und den Arbeiterorganisationen eine nahezu einstimmige Zurückweisung des Entwurfs ergeben hatte. Daß es aber noch vor Ende dieser Legislatur zur Beratung und gar erst zur Annahme eines abgeänderten Entwurfs kommt, ist ganz ausgeschlossen. Es fehlt ja an Zeit: im März schon muß das Parlament auseinandergehen wegen der Campagne für die Kammerwahlen. Die Zwischenzeit aber wird mit der Beratung des Budgets für 1902 so gut wie ausgefüllt werden. Und selbst das von der Kammer neulich votierte Eisenbahner-Schutzgesetz (Beschäftigungstag, ununterbrochene Ruhe von mindestens zehn Stunden zwischen zwei Arbeitsperioden, proportionale Arbeitspension im Falle der Entlassung vor dem pensionsberechtigten Alter u. a. m.) ist bloß eine Reform auf dem Papier. Denn die Regierung hatte den Verhütungsgestz des Senats in der Kammer befür-

wortet, und so wird sie keinen Finger rühren, um die Reform im Senat durchzusetzen, ungeachtet der von der Kammer extra votierten dahingehenden „Einladung“ an die Regierung.

Nun, die Eisenbahner können ja warten, sie warten schon auf den guten Willen des Senats seit 1897, wo die Kammer zum erstenmal jenes Schutzgesetz votierte. Dafür haben die Deputierten den Vorteil, im Wahlkampf von 1902 zum zweitenmal, wie schon im Wahlkampf von 1898, ihre Eisenbahnerfreundschaft in stimmenfängerischem Lichte erstrahlen zu lassen. Denselben Dienst werden übrigens den linksstehenden Kandidaten zum X-tenmal leisten die gescheiterte Altersversicherungsreform, die vor lauter „republikanischer Aktion“ ganz vergessene Einkommensteuer, die vor lauter „republikanischer Verteidigung“ auf die lange Bank geschobenen Entwürfe, betreffend die zweijährige militärische Dienstzeit und die Reform der Militärjustiz u. a. m.

„Ich habe gelebt“, antwortete der Abbé Sidiès auf die Frage, was er während der „Schreckens“periode der großen Revolution gethan habe. Ungefähr das gleiche kann das Kabinett Waldeck-Rousseau-Millerand von seiner bereits dritthalbjährigen Regierung sagen. Mit dem Unterschied, daß der Abbé sein liebes Leben vor dem „Schrecken“ zu bewahren hatte, während die derzeitigen Minister von dem Schrecken lebten, von der Furcht der demokratischen Elemente vor der ehemaligen kirikal-militärischen Gefahr. Später aber, als diese Gefahr verschwunden war, fand das Ministerium eine andere Lebensquelle in der Hoffnung der Ministermehrheit, mit Hilfe des lazarischen Ministeriums ihre Wählerwahl auf besten sicher zu können.

Und diese Wahrnehmungen sind es eben hauptsächlich, die die rapide Abnutzung der „mentwegt treuen“ Mehrheit im Gefolge des Ministeriums besonders im verfloffenen Jahre verursacht haben. Da die Mehrheit nur den einen leitenden „Grundfaj“ im Auge hatte, ja doch das Ministerium bis zu den Neuwahlen am Ruder zu erhalten, so gab es für sie auf der schiefen Ebene der Kompromisslei, der Verleugnung aller Grundfaje, keinen Halt mehr. Schließlich hat sie es dazu gebracht, in der Frage der „Entschädigung“ der plündernden China-Missionare sogar ihr schönstes principielles Paradeschild, den Antiklerikalismus, preiszugeben.

Danach versteht es sich von selbst, daß die Regierung unbeforgt mit der Arbeiterklasse umspringen durfte. In der früheren Legislatur fiel ein Kabinett Casimir-Perier wegen des Verbots der Teilnahme von Staats- eisenbahnarbeitern an einem Eisenbahnerkongreß und alle anderen opportunistisch-reaktionären Kabinette mußten wegen ordnungswidriger Behandlung von Streikenden hart um ihre Existenz kämpfen: ein Kabinett Ribot überlebte die

ihn in der Interpellation über den Streik von Carmaux beigebrachten schweren Wunden nur um ein paar Tage, um bei der nächsten Interpellation (Südbahn-Scandal) gestürzt zu werden. Die Perier, Ribot und Dupuy hatten eben gegen eine geschlossene und leidenschaftliche Opposition der Linken und besonders der sozialistischen äußersten Linken zu kämpfen, ohne sich auf eine ebenso geschlossene Mehrheit stützen zu können. Jetzt aber liegen die Dinge umgekehrt. Um das Ministerium Waldeck-Millerand schart sich ein blind-getreues Wiederwahlkonfortium, während der bunt- schiedigen Opposition der Rechten jede Angriffskraft fehlt. Ja, in der letzten Herbstsession hat die Regierung zweimal eine drohende Sturzgefahr mit Hilfe eines Teils der Oppo- sition überstanden, in der Debatte über den Antrag Basky betreffs des Lohnminimums für die Bergarbeiter und in der China-Anleihe-debatte!

Unter diesen Umständen sind die sozialistischen Inter- pellationen, namentlich die der antiministeriellen Sozialisten, über die Ordnungsthaten der Regierung für die Existenz der streikenden von Montceau und anderwärts (Anfang 1901); die provokatorische militärische Besetzung der Kohlen- beden zur Zeit der Bergarbeiterbewegung, nachdem die den Bergarbeitern von der Regierung besonders in Bezug auf den Achtstundentag gemachten Versprechungen schuldig ge- brochen waren; der polizeiliche Ueberfall auf die Pariser Arbeitsbüroe (Juli 1901) wegen des Anhängens derselben roten Fahnen, die im November 1899, in den Plitter- monaten des Ministeriums, im Festzug des „Triumphes der Republik“ unter offenem Himmel flattern durften; die Maß- regelung der sozialistischen Lehrer Fradet und Hervé und des Pariser Professors Lapique; die Maßregelung des sozialistischen Bürgermeisters von Bourges, Baillet-Latour, und jüngst des sozialistischen Arsenalarbeiters von Bourges, Lebrun, wegen Beteiligung an einer antimilitaristischen Versammlung; die gerichtlichen Verfolgungen sozialistischer Zeitungen wegen antimilitaristischer Artikel („Blouppion de l'Yonne“ Nr. 1 im Fall Hervé und jetzt wieder der Nr. 2, die aber nicht mehr vor das freisprechende Schwurgericht, sondern vor das sicher verurteilende Justizpolizeigericht ver- wiesen ist, und Droit du Peuple von Grenoble), — diese und mehrere andere eines M é l i n e und Dupuy würdigen Ordnungsthaten kosten dem Ministerium Waldeck-Millerand höchstens die zur Beantwortung einer Interpellation nötige Zeit. . . Die Maßregelung Hervés nebst den gefegwdrigen „Geheimdokumenten“ brachte gar dem Unterrichtsminister die höchste parlamentarische Ehre des Mauervanflags seiner militärischen Panke ein.

So hat denn das Ministerium auf die Dauer auch die

Seuiletou.

Wanderlust verleiht.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.
Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Jetzt ist er da draußen bald fertig!“ sagte Emanuel plötzlich.
Die Alte zuckte zusammen:
„Das hat man ja schon lange gesagt, Manuel.“
„Es wird ein stolzer Tag werden, wenn man wieder auf das Gut einzieht, Mutter Karen!“ Die Augen des Sohnes strahlten.
„Ach, ja, — aber jetzt haben wir uns hier ja beinahe schon eingelebt!“
„Dann hat man nicht mehr nötig, vor allen den hoch- nütigen Städtern zu kriechen und zu schwänzeln!“
„Ich finde, sie sind sehr nett, lieber Manuel.“
„Zum Dezember muß er herunter!“
„Ja, aber Du hast ja nicht Geld genug, Mammel!“
„Das kommt, Mutter Karen, das kommt! — Zum Dezembertermin muß er herunter. Und dann — —! Thomsen knipste triumphierend die Finger.
„Woher weißt Du das denn so genau?“
„Vom Kaufmann Beck! Der will nicht länger, weißt Du! Waters aller Freund!“
„Ach, die Freundschaft — —“
„Wir konnten ja damals nicht da bleiben!“
„Dätte Beck nur gewollt, so —“

„Der Kreditverein war schuld daran. Beck hatte ja die zweite Priorität!“
„Ja, Manuel, aber —“
„Mutter Karen,“ sagte der Sohn und wandte sich schnell nach dem Fenster um — „warum widersprichst Du einem immer, sobald es sich um das Gehöft handelt?“
„Das thue ich ja nicht, Manuel, aber —“
„Aber, was?“
„Wenn ich nur wüßte, daß es gehen könnte —“
„Ist man denn nicht Landmann!“ erwiderte der Kleine und kröpfte sich in seiner Sofaede. — „Ist man nicht Sohn eines Hofbesizers! Hat man nicht neunzehn Jahre auf dem Mühlenhof gelebt?“
„Ja, ja, lieber Manuel, und wenn der liebe Gott seinen Segen dazu giebt, so —“
„Gott ist mit uns!“ sagte Thomsen sehr bestimmt. — „Das hat man gar manches Mal gemerkt!“
„Ja, ja, Du sagst ja, daß —“
Manuel sah sich mit einem strahlenden Blick im Zimmer um:
„Und alle Möbel haben wir! Und man kennt noch jeden Fleck, wo sie stehen sollen!“
Aber dann glitt eine Wolke über sein Gesicht:
„Wenn nur Mortensen am Leben bleibt!“ sagte er. — „Für Knors ist einem ja nicht bange, der hält schon aus. Aber der andere. — — Man findet, daß er in letzter Zeit recht jämmerlich geworden ist.“
„Ach nein, es ist wohl alles beim alten mit ihm —“
„Und fünfzehn Jahre haben sie nun hier gelebt und sich nach dem Mühlenhofe zurückgesehnt, ebenso wie wir selber,“ jubte Thomsen elegisch fort. „Man hat gar

manches Mal Mitleid mit ihnen gehabt. Und an den Möbeln konnten sie ja gar nicht einmal Freude haben —“
Er machte eine Handbewegung nach dem großen, alt- modischen Mahagonisekretär, der blüßblau poliert unten im Hintergrunde des Zimmers, nach der Küchenwand zu stand. Auf dem Sekretär lagen Donnerkeile, Werksteine- rungen und bunte Muscheln in kleine zierliche Haufen ge- ordnet.
„Und das Bild können sie nicht verstehen, so wie wir!“
„Das Bild“ war ein Gemälde in grellen Wasser- farben, das über dem Pfeisentisch in der Ecke hing. Es stellte ein schimmernd weißes Bauerngehöft mit safran- gelbem Strohdach und grasgrünen Fenstern und Thüren vor. Eine Reihe riesenhafter Bäume mit braunroten Stämmen und ungeheueren blaugrünen Blättern um- gaben die Gebäude. Und rechts von der Einfahrt schmerzte ein Wasserrad, auf das eine wunderbar dick- flüssige Masse herabstürzte, brausend, sprühend und schäumend, wie ein Niagara und mit einem Farbenton wie bläuliche Milch.
Das war der Mühlenhof, das Thomsensche Familien- gut; und es war in der besten Absicht von Karens Bruder, dem Schullehrer und Künstler in Gräfte, gemalt und ihr ein Jahr nach ihrem und des Sohnes Umzug in die Stadt geschenkt worden.
Und es war der Gegenstand einer fast religiösen Ver- ehrung.
Emanuel hatte eine Weile schweigend und grübelnd dagesehen. Jetzt erhob er sich plötzlich:
„Gejegnete Mahlzeit, Mutter!“
„Wohl bekomms, mein Junge.“